

NESTROKA

Der Geist des Paters

Roman

von

Alexander Pelkim

Copyright © Alexander Pelkim 2012  
Impressum siehe: [www.alexanderpelkim.de](http://www.alexanderpelkim.de)

## **Inhaltsverzeichnis:**

[1. Kapitel: Pater Nestroka](#)

[2. Kapitel: Jessicas Verschwinden](#)

[3. Kapitel: Ein Fehlschlag](#)

[4. Kapitel: Die Schulfreundin](#)

[5. Kapitel: Auf eigene Faust](#)

[6. Kapitel: Schlechte Nachrichten](#)

[7. Kapitel: Geistlicher Beistand](#)

[8. Kapitel: Sinneswandel](#)

[9. Kapitel: Das Haus in Hampstead](#)

[10. Kapitel: Unheimliche Begegnung](#)

[11. Kapitel: Unter Verdacht](#)

[12. Kapitel: Die rätselhafte Gestalt](#)

[13. Kapitel: Cynthias Hartnäckigkeit](#)

[14. Kapitel: Der Tote am Kran](#)

[15. Kapitel: Feuer im Hafen](#)

[16. Kapitel: Geglückte Flucht](#)

[17. Kapitel: Guter Rat ist teuer](#)

[18.Kapitel: Ein Staatsanwalt am Haken](#)

[19.Kapitel: Weitere Opfer](#)

[20.Kapitel: Neue Puzzleteile](#)

[21.Kapitel: Zu Besuch bei Kusmin](#)

[22.Kapitel: Unerwartete Hilfe](#)

[23.Kapitel: Die Versteigerung](#)

[24.Kapitel: Moonlight Rose](#)

[25.Kapitel: Unterstützung](#)

[26.Kapitel: Du sollst nicht lügen](#)

[27.Kapitel: Erwischt](#)

[28.Kapitel: Eine unglaubliche Geschichte](#)

[29.Kapitel: Die Schlinge wird enger](#)

[30.Kapitel: Party mit Folgen](#)

[31.Kapitel: Ungebetene Besucher](#)

[32.Kapitel: Verloren](#)

[33.Kapitel: Glück im Unglück](#)

[34.Kapitel: Entscheidungen](#)

Jedes Ereignis hat einen Anfang, doch niemand kann  
sagen ob oder wann es endet.

## **Pater Nestroka**

Eine Grafschaft in England, 1095 n. Chr.

»Verflucht sollen die sein, die Macht und Einfluss missbrauchen! Verflucht die, die Armut und Elend säen! Verflucht die, die Gewalt, Unterdrückung und Ungerechtigkeit verbreiten oder unterstützen. Tod und Verderben mögen ihre Schandtaten beenden. Denen die reinen Herzens und reiner Seele sind, soll geholfen werden! Betet, hofft und verzagt nicht ...! Ich ... werde ... da ... sein.« Das waren die letzten Worte des Priesters mit ersterbender Stimme. Die Sätze klangen nicht nach Verzweiflung, sondern vielmehr wie eine Prophezeiung.

Seine leinene Kutte hatte lichterloh zu brennen begonnen. Immer stärker musste er zuletzt seine Stimme gegen das lauter werdende Geräusch der lodernden Flammen erheben, bevor sie endgültig versagte. Er starb mit einer Drohung auf den Lippen, für alle die Unrecht tun und anderen Leid zufügen. Gleichzeitig schien es ein Versprechen und ein Hinweis auf Hilfe für die Schwachen und Unterdrückten durch das Gebet. Bis zum Ende war sein schmerzverzerrter Blick himmelwärts gerichtet. Gespenstisch still war es. Kein Schmerzenslaut, kein Wehklagen vernahm man, nur die Lippen bewegten sich bis zum letzten Atemzug.

Schweigend und betroffen stand die überwiegend ärmlich aussehende Menschenmenge und schaute zu. Die meisten der Anwesenden gezeichnet von schwerer Arbeit und Entbehrungen. Viele gramgebeugt, Sorgenfalten im Antlitz, hager ihre Statur und

abgenutzt die Kleidung. Mütter nahmen unbewusst ihre Kleinkinder auf dem Arm und drückten sie dichter an sich. Andere packten ihre Sprösslinge fester an der Hand. Männer senkten beschämt ihre Blicke oder sahen hilflos und ergrimmt auf die Szene. Viele bekreuzigten sich im Angesicht des Feuerscheines. Gerne hätte sich manch einer abgewendet, um nicht miterleben zu müssen, was er da sah. Aber allen war befohlen worden anwesend zu sein, um zu erleben, wie ihr Lehensherr das Urteil vollstreckte.

Lautstark hatten die Mannen des Earls die Order verkündet. »Wer nicht erscheint wird als Mitschuldiger und Helfershelfer des Verurteilten angeklagt«, lautete der Text ihrer Bekanntmachung. Von Haus zu Haus waren seine Reiter mit dieser Anweisung gezogen. Keiner durfte fehlen, bei der Demonstration seiner Macht. Selbst Alte, Kranke und Schwache schleppten sich zur Versammlung. Einige davon musste man stützen oder sogar tragen, damit sie erscheinen konnten. So verfolgten alle schweren Herzens, aber stumm und starr die Hinrichtung.

Die Flammen schlugen immer höher. Hinter der lodernden Wand war der Verurteilte nur noch schemenhaft zu sehen. Langsam sackte die Gestalt in sich zusammen. Der zuckende Feuerschein des brennenden Scheiterhaufens zeichnete Figuren auf die erstarrten Gesichter der Menschen. Die Hitze trocknete so manche Träne, bevor sie richtig fließen konnte. Vielen blieben die letzten Worte des Geistlichen in Erinnerung. Zuerst nur wenige, dann immer mehr sanken auf die Knie und fingen laut zu beten an. Durch das Prasseln des Feuers drang das Gemurmel bis zu dem herüber, der für das alles verantwortlich war.

Dichter Rauch stieg in die Abenddämmerung. Es knisterte und knackte in der Glut. Dazwischen explodierte immer wieder ein

Stück feuchtes und harziges Holz. Jedes Mal wurde ein größerer Schwall kleiner glühender Teilchen aufgewirbelt, die in den abendlichen Himmel schwebten. Wie Glühwürmchen tanzten die rotleuchtenden Punkte in der Luft. Ein leicht aufkommender Wind trug sie mal da und mal dort hin. Einem wirbelnden Strudel gleich stiegen die Funken dabei stetig empor, bis sie im Dunkel verschwanden. Dabei schauderte es den einen oder anderen Zuschauer, der sich einbildete, jetzt steige die Seele des Verurteilten himmelwärts. Vielleicht gab es sogar hier und da den Wunsch, die Feuerwand möge sich auf tun und die letzten Worte des Priesters sich umgehend erfüllen.

Bisher unbewegt und regungslos beobachtete der pockennarbige Mittdreißiger — Urheber dieser Inszenierung — Earl of Mackenice und seine Getreuen das Schauspiel. Nur ihre Reittiere wurden angesichts der aufwirbelnden feurigen Asche und der Hitze immer nervöser.

»Es ist zu Ende. Treibt die Leute auseinander«, befahl er schließlich seinen Schergen mit rauher Stimme. Dabei glänzte seine breite Gesichtsnarbe glutrot im Feuerschein. Diese, durch einen Messerschnitt oder Schwerthieb verursachte Verletzung, die sich von der Schläfe bis zum Mundwinkel zog, gab ihm ein noch diabolischeres Aussehen als seine hässliche, von den Pocken vernarbte Haut.

Hoch zu Ross lösten die Männer mit Peitschen, Lanzen und Schwertern die Ansammlung auf. Wie aufgeschreckte Hühner stoben die Leute auseinander. Angetrieben durch Schläge der Reiter und Huftritte der Pferde. Wer nicht schnell genug war, erlitt Blessuren oder Verletzungen. Verängstigt und ohne Widerstand



flohen die Menschen in ihre Hütten und Behausungen. Der Tod des Priesters hatte sie aller Hoffnungen beraubt.

Immer wieder hatte der selbstlose Ordensmann versucht den armen verzweifelten Menschen Mut zu machen. Seine Bitten, den geknechteten Bauern, Arbeitern, Handwerkern und deren Familien das Leben zu erleichtern, waren bei der Obrigkeit auf taube Ohren gestoßen. Der Earl war ein harter unnachgiebiger Tyrann und brutaler Lehnsherr. Er beutete die einfachen Leute erbarmungslos aus. Doch der junge Geistliche hatte nicht aufgegeben. Mutig und ohne zu zögern hatte er sich den Soldaten in den Weg gestellt. Er hatte versucht den Unterdrückten zu helfen, wenn die Männer des Earls die Abgaben der Untergebenen einforderten. Das einzige Schwein, der letzte Sack Getreide, alles nahmen die Pacht- und Zinseintreiber mit. Manch einer wusste nicht, wie er die Forderungen erfüllen sollte. Geschweige denn, wie er seine Familie weiter ernähren sollte. Krankheiten und Missernten trugen ihren Teil dazu bei.

Pater Nestrokas Glaube an Gott und die Nächstenliebe war grenzenlos. Das wurde ihm letztendlich zum Verhängnis.

Die Adelligen und Lehnsherren wähten sich auf ihren Besitztümern nicht nur wie die absoluten Herrscher über Leben und Tod, sie waren es.

Auf schnaubenden und stampfenden Schlachtrössern kamen die Soldaten des Earls geritten. Jeder der sie kommen sah ahnte nichts Gutes. Ohne viele Worte holten sie den Geistlichen mitten im Gebet aus der kleinen Dorfkapelle. Barfuß und nur mit seiner einfachen dunkelgrauen Mönchskutte gekleidet musste er den Männern folgen.

Die sich im Staub und Dreck tummelnden Kinder hielten das Ganze für ein aufregendes Spiel, liefen nebenher und begleiteten den Arretierten und seine Häscher ein Stück.

Mit einem Seil an den Händen gefesselt, dessen anderes Ende am Sattel eines Pferdes hing, führten sie ihn zu Fuß die Anhöhe hinauf zur Burg. Kommentarlos wurde der Gottesmann in eines der vergitterten mit stinkendem verfaulten Stroh ausgelegten Verliese geworfen.

Erst Tage später bekam Pater Nestroka den Burgherren zu Gesicht. Hungrig und schmutzig, aber ungebrochen stand er vor dem Earl. Mit erboster Stimme warf der ihm vor, die Leute gegen ihren Herrn aufzuhetzen. Er machte ihn verantwortlich dafür, dass er einige Untergebene ermutigt hatte, in den nahen Wäldern, auf die Jagd zu gehen, um ihre Familien zu versorgen. Ein Privileg, das nur der Obrigkeit vorbehalten war. Der Earl of Mackenice sprach von Anstiftung zum Aufruhr, Diebstahl und Ungehorsam. Dann forderte er den jungen Geistlichen auf zukünftigen Einmischungen zu unterlassen und seinen Unterstützungen der Bevölkerung abschwören. Dass, so antwortete ihm der mutige Pater, sei mit seinem Glauben und seiner religiösen Einstellung nicht vereinbar.

»Ich höre auf Gott, die Kirche und mein Gewissen, aber auf keinen weltlichen Herren«, meinte er mit aufrechtem Blick.

Daraufhin bezeichnete der Burgherr den Pater als einen uneinsichtigen aufrührerischen Unruhestifter. Er sah ihn als eine Bedrohung an, die das herrschende Machtgefüge zwischen dem einfachen Volk und der Obrigkeit erschüttern könnte. Entsprechend hart und schnell wurde ein Urteil gesprochen. Ohne Rücksicht darauf, dass der Verurteilte ein Mann des Glaubens und der Kirche war, wurde das Urteil vollstreckt.

Damit war die Angelegenheit aber nicht vergessen. Viele der einfachen Menschen, denen der Getötete versucht hatte zu helfen, schlossen ihn noch lange in ihre Gebete ein.

Die Geschichte und somit die Nachricht vom Ende des Ordensmannes erreichte den Erzbischof. Die Empörung des kirchlichen Oberhauptes — Erzbischof Anselm von Canterbury — über die schändliche Tat blieb nicht ohne Folgen.

»Was erlauben sich Eure Vasallen gegenüber einem friedlichen Diener Gottes«, protestierte der Erzbischof bei Hofe.

Wilhelm II. — damaliger König von England — sah sich gezwungen zu reagieren. Zusätzlich geschürt durch Missgunst und Neid der Gegner des Earls. Von denen gab es zu der Zeit genug, die auf Hab und Gut, sowie die Vorrechte der anderen schielten. Ob es um Macht, Geld, Beziehungen oder Ländereien ging, war völlig egal. Hauptsache einer hatte das, was ein anderer begehrte. Dabei war man bei den Methoden nicht zimperlich. Heute noch angesehen und wohlhabend konnte einer morgen schon bettelarm sein, im Kerker sitzen oder fand sich als Verurteilter auf der Richtstätte wieder.

Auf Betreiben der Kirche und königlicher Berater zitierte daraufhin das weltliche Oberhaupt den Adligen zu sich, um Aufklärung zu verlangen.

Zusammen mit einer größeren Schar seiner engsten Getreuen machte sich der Earl Wochen nach der Hinrichtung des Paters auf die mehrtägige Reise. Unterwegs ereigneten sich mysteriöse Zwischenfällen.

Jeden Tag kamen Männer des Adligen durch seltsame Unglücksfälle ums Leben. Reiter wurden von ihren Pferden

abgeworfen oder stürzten zusammen mit ihren Tieren und brachen sich das Genick. Andere wurden in den Wäldern von der Gruppe getrennt und tauchten nie wieder auf. Manch einer wachte morgens nicht mehr auf, ohne ein äußeres Anzeichen, was seinen Tod ausgelöst haben könnte. Nie hatte jemand etwas gesehen oder gehört.

So allmählich ging die Angst um und steigerte sich von Tag zu Tag. Keiner glaubte mehr an Zufälle. Täglich schrumpfte die Reiterschar. Mit eiserner Hand hielt der Adelige den Rest seiner Mannschaft zusammen. Zum Schluss blieben nur der Earl, der Hauptmann und ein Soldat seiner Leibgarde übrig. Der Letztere suchte, verwirrt und irritiert durch die merkwürdigen Geschehnisse sein Heil in der Flucht. Dadurch blieb er der einzige Überlebende und durch seinen Bericht erlangte man Kenntnis von dem Geschehen.

Der Earl of Mackenice und sein Hauptmann setzten dagegen unbeirrt ihre Reise fort. Kurz vor dem Ziel war sie zu Ende. Zufällig entgegenkommende Händler mit Pferd und Wagen trafen auf die beiden toten Männer am Wegesrand. Ihre leblosen Gesichter waren dermaßen verzerrt, so als wenn sie in ihren letzten Sekunden etwas schreckliches gesehen hätten. Wenn dem so war, hatten sie das Geheimnis mit ins Grab genommen. Somit fanden der Earl und seine Gefolgsleute auf fremder Erde ihr Ende.

Zwei aus den Reihen, derer die die Toten fanden, berichteten von einer »Erscheinung« in der Ferne. Sie glaubten eine Person in Mönchskutte gesehen zu haben, die im Dunkel des nahen Waldes verschwand. Eine Suche nach der angeblichen Gestalt blieb erfolglos.

Die unerklärlichen Ereignisse um den Adligen und seine Begleiter führten schließlich zu der Legende, dass der getötete Priester sich selbst gerächt hätte. Damit — glaubte man den Mythen und Vorsehungen in dieser Zeit — erfüllte sich nicht lange nach dem Tod des Geistlichen zum ersten Mal seine Prophezeiung.

Das Geschehene und die Umstände um das Ableben Pater Nestrokas beschäftigten auch weiterhin den damaligen Erzbischof. Nicht nur als geistliches Oberhaupt der englischen Kirche war er daran interessiert. Als er während seiner Amtszeit nach Rom reiste, hielt der Theologe und Philosoph die Geschichte zu Studienzwecken in schriftlicher Form fest. In seinem Bestreben, Beweisgründe für theologische, wissenschaftliche und mystische Aussagen und Behauptungen zu finden faszinierte ihn das Ereignis um den Tod des Paters und die schicksalhafte Reise des Earl of Mackenice. Somit fand die Historie irgendwie ihren Weg in die Kirchenchronik.

## **Jessicas Verschwinden**

London zu Beginn des 21. Jahrhunderts.

Nichts ahnend ging das junge Mädchen die Straße entlang. Ihre beigefarbene Schultasche hing über der linken Schulter. Auf der anderen Seite hatte sie ein Buch unter den Arm geklemmt. Sie hatte es eilig und achtete weder nach links oder rechts noch darauf was hinter ihr passierte. Demzufolge war sie völlig überrascht, als sie plötzlich das Motorgeräusch direkt neben sich wahrnahm. Fast völlig lautlos war der Wagen herange glitten.

Sie hörte das Geräusch einer Schiebetür. Starke Arme packten sie und zerrten sie von der Straße. Das Buch entglitt ihr und fiel direkt auf die Bordsteinkante. Bevor sie schreien konnte, legte sich eine große, nach Nikotin riechende Hand über ihren Mund. Der Geruch nach Tabak und Rauch bereitete ihr Übelkeit. Dazu kam Atemnot, weil die fremde Hand gleichzeitig ihre Nase verschloss.

Eine Tür schlug zu, es wurde dunkel. Man legte sie unsanft auf irgendwelche rauhen Stoffdecken und band ihr die Hände auf dem Rücken zusammen. Sie schnappte nach Luft und stöhnte dabei leise. Ihr Herz klopfte vor Aufregung bis zum Hals. Auf den ersten Schreck folgte totale Verwirrung. Einen klaren Gedanken zu fassen, war für sie momentan nicht möglich.

»Nicht schreien und nichts sagen. Einfach nur Maul halten, sonst klebe ich dir's zu«, fauchte sie eine herrische Stimme an. Das Mädchen war viel zu perplex um den Mund aufzumachen. Vorsichtig schaute es sich um und erkannte schemenhaft zwei Gestalten, die neben ihr auf dem Boden hockten. Bewegungen und Geräusche sagten ihr, dass der Wagen fuhr. Nur spärliche Helligkeit drang in den Raum, der die geschlossene Ladefläche eines Transporters zu sein schien. Das wenige Licht kam von einem Durchgang. Vermutlich befand sich dort die Fahrerkabine. Nur der Vorhang davor ließ ein wenig Tageslicht hindurch, ansonsten war es ziemlich düster in dem Raum.

Von der ganzen Aktion schien niemand was bemerkt zu haben. Nur das Schulbuch blieb einsam auf dem Gehweg zurück. Kurz danach verließ eine weitere Schülerin verspätet das Schulgelände und entdeckte das Buch. Kopfschüttelnd hob sie es auf, blickte sich um, sah niemand und ließ es in ihre Tasche gleiten.

Seit zwei Tagen war ihre Schwester jetzt verschwunden. Genau so lange suchte er mit seinem großen Bruder schon nach ihr. Er hieß Gabriel und war ein großer schlaksiger Sechzehnjähriger von über Einmetersiebzig mit schulterlangem braunen Haar, dass er bei jeder Gelegenheit hinter seinen Ohren zu bändigen versuchte. Jeffrey, sein zwei Jahre älterer Bruder, sah ihm von den Gesichtszügen her unwahrscheinlich ähnlich. Dasselbe ovale, ebenmäßige Gesicht mit schmaler Nase und hellen Augen. Ansonsten zwar ebenfalls recht schlank war der Ältere aber weit aus muskulöser und erschien von der Statur her bedeutend größer als sein Bruder, obwohl der Unterschied gerade mal bei vier Zentimeter lag. Zudem trug Jeffrey sein braunes Haar sehr kurz und wirkte durch die sprießenden Bartstoppeln noch etwas männlicher und nicht unattraktiv. Das bestätigten ihm seine Erfolge beim weiblichen Geschlecht. Nur waren diese Äußerlichkeiten und Vorzüge im Moment überhaupt nicht relevant. Wichtig war dafür die Familie, vorzugsweise ihre jüngere Schwester.

Jessica war einfach von der Schule nicht mehr nach Hause gekommen. Wie vom Erdboden verschluckt. Keiner hatte sie nach Verlassen des Schulgeländes noch mal gesehen. Nirgends war Jessica aufgetaucht. Bei niemandem hatte sie sich seitdem gemeldet. Das war absolut nicht ihre Art.

Gabriel, ihr zwei Jahre älterer Bruder kannte sie nur als zuverlässige Person. Sie war inzwischen die vernünftigste und zielstrebigste in ihrer verkorksten Familie. Mit ihren vierzehn Jahren zudem sehr selbstständig und verantwortungsbewusst. Außerdem die einzige Stütze ihrer Mutter im Haushalt. Gabriel und Jeffrey mochten und schätzten sie sehr. Auch wenn sie manchmal das Regiment führte wie eine Große. »Putzt euch die Schuhe ab«,

»Schmeißt eure Sachen nicht rum« oder »Holt dies« und »Tut das«, war nur ein Teil ihres Repertoires an Anweisungen.

Sie kümmerte sich um die beiden jüngeren Geschwister, Danielle und Simon, zehn und acht Jahre alt, wenn Mutter bei einer ihrer vielen Putzstellen war. Mit störrischer Gelassenheit ertrug sie ihren Vater, wenn der öfter mal von einem seiner Gelegenheitsjobs betrunken und nörgelnd nach Hause kam. Trotzdem verlor sie dabei nie ihr eigenes Ziel aus den Augen. Und das hieß: Weiterführende Sekundarstufe II und damit die Möglichkeit die Hochschulreife zu erreichen.

Niedergeschlagen saß Claire Marvil, ihre Mutter, in einem verblassten blauen Kleid am Küchentisch. Vor ihr stand noch die leere Tasse, aus der sie ihren Kaffee getrunken hatte. Mit einer Hand wischte sie gedankenlos über die saubere, leicht vergilbte Tischdecke um sie glatt zu streichen. Dabei gab es nirgendwo ein Fältchen auf der Decke. Die andere Hand war zur Faust geballt, mit der sie ihr tränengeränktes Taschentuch bearbeitete.

Gabriel beobachtete die stetige Unruhe ihrer Finger. Was diese schmalen dünnen Hände schon alles geschafft haben, kam es ihm in den Sinn. Allein dafür liebte und bewunderte er seine Mutter. Gleichzeitig fühlte er sich schlecht, weil er ihr nicht helfen konnte.

Aus müden Augen schaute sie ihre beiden Jungs an. Die standen ihr wortlos und hilflos gegenüber und blickten auf die schwächliche hagere Frau mit den strähnigen halblangen Haaren. Zwischendurch wichen sie immer wieder verlegen ihren Blicken aus. Stattdessen starrten sie ratlos auf die in verschiedenen Grautönen gemusterten Steinfliesen des Küchenbodens. Es konnte gar nicht anders sein, ihrer Tochter war etwas zugestoßen. Das stand für Claire fest.



Erneut rannen ihr Tränen über die Wangen. Was habe ich bloß falsch gemacht? Ich gebe doch mein Bestes. Aber es hat nicht gereicht, dachte sie verbittert. Trotz ihrer Armut und Lebensumstände versuchte sie eine fürsorgliche Mutter zu sein. Auf ihr eigenes Wohl hatte sie seit Jahren verzichtet. Sich geplagt und abgeschuftet. Trotzdem waren ihr die Probleme über den Kopf gewachsen. Auf ihren Mann konnte sie nicht zählen und die beiden Ältesten waren ihr erzieherisch entglitten.

Jessica war bis zum heutigen Tag ihr größter Stolz. Sie sah den frühreifen Wirbelwind vor sich. Weit über die Schulter reichendes langes kastanienbraunes Haar, dunkle Augen mit aufgewecktem Blick und figurmäßig schon deutliche Ansätze der Weiblichkeit. Alles in allem klug und gut aussehend, zwei überaus positive Voraussetzungen für eine bessere Zukunft. Das hatten auch ihre größeren Brüder erkannt und halfen finanziell mit, um ihrer Schwester die schulische Ausbildung zu ermöglichen. Deswegen war Claire trotzdem nicht mit dem einverstanden, was ihre beiden Großen taten. Sie trieben sich herum und verdienten ihr Geld mit kriminellen Machenschaften. Sie fühlte genau, dass diese Lebensweise nicht dauerhaft gut gehen würde. Ihr fehlte es aber mittlerweile an der Kraft dagegen anzugehen, also akzeptierte sie es resigniert.

Vermutlich habe Jessicas Verschwinden mit der Zugehörigkeit Jeffreys und Gabriels zu dieser Straßengang, der »Peckham Crew« zu tun, meinte sie verzweifelt, während ihre Augen dabei zum wiederholten Male feucht wurden. Auch die Zusage der Jungen, sich um die Angelegenheit zu kümmern, konnte ihre Mutter nicht beruhigen.

Erste Erkundigungen am späten Nachmittag und frühen Abend des gleichen Tages im Freundes- und Bekanntenkreis hatten zu keinem Ergebnis geführt. Der Abend und die Nacht waren vergangen ohne ein Lebenszeichen von Jessica. Ihre Mutter hatte sich entschieden wenigstens eine Vermisstenanzeige bei der Polizei aufzugeben, wenn auch wenig Hoffnung bestand, dass sie vorerst viel unternehmen würden.

Derweil zogen Gabriel und Jeffrey zusammen los, um Kriegsrat zu halten. Zur Schule mussten die beiden nicht mehr und Arbeit hatten sie auch keine. Ein Schicksal, das sie mit vielen anderen Jugendlichen und Heranwachsenden in ihrem und den umliegenden Bezirken teilten. Ob schwarze oder weiße Hautfarbe machte hierbei kaum einen Unterschied. Viele wuchsen vernachlässigt oder sogar verwahrlost auf und ihr Weg war vorprogrammiert — Gangs, Kriminalität, Knast, Arbeitslosigkeit und Armut. Speziell in den Außenbezirken der Stadt mit Schwerpunkten im Norden und Süden Londons waren die Probleme am größten. Daher fanden die Kids bei den Gangs oft die einzigen und letzten sozialen Kontakte. Entweder wegen des fehlenden familiären Halts oder der desolaten finanziellen Perspektive trieb es die Kinder und Jugendlichen in die Arme von Gleichgesinnten.

Die zwei Marvil-Brüder trafen sich mit anderen Gangmitgliedern in ihrer »Zentrale«. Hinter der Bezeichnung verbarg sich ein offiziell angemieteter größerer Lagerraum. Im Laufe der Zeit hatte man den riesigen Raum so nach und nach möbliert. Vieles waren ausgemusterte, geschenkte oder sogar gestohlene Möbel, die nicht zu Geld gemacht werden konnten. Hier mal eine alte Couch, dort ein Sessel, ein Tisch oder Stühle. So war die Ausstattung langsam gewachsen. Für vier der Jungen war die »Zentrale« gleichzeitig ihr

fester Wohnsitz. Ein anderes Zuhause hatten sie nicht mehr. Von dort aus betrieb die Gang ihre kriminellen Aktivitäten. Hauptsächlich ging es um Diebstähle, Einbrüche sowie den Verkauf von Rauschgift und Crack. Insgesamt zählte die Clique über dreißig Mann im Alter zwischen dreizehn und neunzehn Jahren.

Noch nicht mal die Hälfte der Mitglieder war anwesend als Jeffrey und Gabriel dort eintrafen. Einige hatten »Jobs« zu erledigen. So die allgemeine Umschreibung ihrer Beschäftigungen. Die einen waren als Kuriere unterwegs um Stoff zu besorgen, die anderen verkauften ihn. Wieder andere spionierten aus, wo es was zu holen gab oder passten auf, dass keine benachbarten Gangs in ihrem Revier wilderten.

»Ich könnte mir gut vorstellen das es die verfluchten ›Black Southwarkers‹ sind, die hinter der Sache mit Jessica stecken«, schimpfte Jeffrey. Dabei ging er wie ein Löwe im Käfig in dem Lagerraum auf und ab.

»Wie kommst du da drauf?«, wollte Gabriel wissen.

»Diese Scheißstypen versuchen immer wieder ihren Stoff in unserem Revier zu verticken. Ich habe erst vor kurzem Adejola, einem ihrer Obermacker, eine Botschaft zukommen lassen. Sie sollen die Finger aus unserem Bereich lassen und sich verpissen oder es gibt Ärger ...«, erklärte sein Bruder lautstark.

»... und du glaubst wirklich das sie sich deswegen unsere Schwester geschnappt haben?«

»Dieser schwarzen Brut ist alles zuzutrauen.«

»Aber Jessica hat mit alledem doch nichts zu tun. Wir haben sie immer wie vereinbart da raus gehalten. Wer könnte überhaupt wissen, dass sie unsere Schwester ist?«

»Keine Ahnung, Mann! Wenn sie es waren, muss es irgendeiner gewusst haben.« Jeffrey wirkte aggressiv und aufgebracht.

»Was wollen wir nun tun? Hast du schon eine Idee?«, fragte sein Bruder ihn unbeirrt.

»Auf die ›Bullen‹ zu hoffen bringt eh nichts. Die kommen wegen solcher Peanuts garantiert nicht und wegen uns erst recht nicht. Was kümmert die ein verschwundenes Mädchen aus unserem Viertel. Sie vermuten sowieso erstmal, dass es fortgelaufen ist und schon wieder auftauchen wird. Die bewegen ihren Arsch nicht, bevor jemand tot im Rinnstein liegt und dann ist es noch fraglich«, meinte Jeffrey geringschätzig und spuckte demonstrativ aus.

Bei den gerade beendeten Ansprachen des Marvil-Jungen wurde ein weiterer Unterschied zu seinem kleineren Bruder deutlich. Jeffrey bewegte sich schon seit mehreren Jahren in diesem Umfeld und hatte sein Sprachjargon angepasst. Dagegen wusste sich Gabriel noch weit aus zivilisierter auszudrücken.

»Dann lass uns selbst was unternehmen und nicht so dumm hier rumsitzen«, ereiferte sich der junge Marvil.

»Worauf du dich verlassen kannst. Wir knöpfen uns jetzt die ›Black Southwarkers‹ vor. Mal sehen was die dazu zu sagen haben.«

Mit den letzten Worten ging er in den hinteren Teil des Lagers. Dort stand doch tatsächlich so ein altes überdimensionales tonnenschweres Ding von Tresor. Zurück gelassen vom Vormieter und ideal für die Zwecke der Gang. Dort lagerte nicht nur ihre Ware und das Geld, sondern auch Schusswaffen und Munition. Nur das Führungstrio der Gruppe kannte die Zahlenkombination. Darunter befand sich neben David und Greg, die beide nicht anwesend waren, auch Jeffrey.

»Ich bin nicht überzeugt, dass die Schwarzen dahinter stecken. Das macht keinen Sinn. Wenn, dann würden sie eine Forderung stellen und uns wissen lassen, dass sie Jessy haben.

»Ach Quatsch, wer soll denn sonst Interesse an unserer Schwester haben.« Währenddessen hatte er den Tresor geöffnet und an mehrere der Jungen Pistolen verteilt.

»Jeffrey, lass den Blödsinn. Was hast du überhaupt genau vor?«

»Weiß ich noch nicht. Mit den ›Black Southwarkers‹ ein Wörtchen reden, aber zu unseren Bedingungen.«

Willst du, ohne zu wissen ob sie was damit zu tun haben, einen Krieg anzetteln?«

»Ich bin mir sicher, dass sie da ihre Finger im Spiel haben.«

»Ach ja, ... und du glaubst das damit beweisen zu können?« Gabriel deutete auf die Waffen in den Händen einiger der Jungen.

»Lass es uns wissen, wenn du eine bessere Idee hast.«

»Ich hör mich erst mal in der Schule und dort in der Nähe um. Vielleicht hat doch jemand was gesehen oder mitbekommen. Jessica kann doch nicht einfach so am heiligsten Tag ohne eine Spur verschwinden. Wenn sich nichts ergibt, kannst du immer noch deinen Feldzug starten.«

»Quatsch! Zeitverschwendung! Das bringt doch nichts.«

»Auf jeden Fall finde ich es besser als das, was du vorhast. Wie, wenn die Schwarzen nun tatsächlich nichts damit zu tun haben. Dann haben wir uns mehr als nur unnötige erbitterte Feindschaft geschaffen. Du weißt genau, dass es dann für lange Zeit nicht mehr friedlich sein wird.«

Diese Vernunft seines Bruders wollte und konnte Jeffrey nicht teilen. Er hatte noch die Vorwürfe seiner Mutter im Ohr und er fühlte sich irgendwie verantwortlich. Vielleicht wäre es anders

gelaufen, wenn die beiden anderen Anführer, David und Greg, dabei gewesen wären. Nur das waren sie nun mal nicht. »Wir können uns so was aber nicht bieten lassen ...«, blieb er stur.

»... und wenn dein Plan, den du noch gar nicht hast, schief geht, was dann? Du bringst die Jungs möglicherweise überflüssig in Gefahr.«

»Da geht nichts schief, wir werden sie überraschen.«

»Mach was du willst, aber ohne mich.« Gabriel sprang aus seinem Sessel auf und bewegte sich in Richtung Ausgang. Jeffrey wurde bewusst, dass Gabriel tatsächlich vorhatte, das Lager zu verlassen.

»Hey Brüderchen, bleib hier. Keine Alleingänge! Hast du verstanden!«

Ohne auf weitere Einwände oder Anweisungen zu reagieren, war der Junge zur Tür draußen. Jeffrey war im ersten Moment sprachlos, dass sein Bruder sich widersetzte. Es gab innerhalb der Gang eine gewisse Rangordnung, wer was zu sagen hatte. Außerdem gab es Regeln und daran hatten sich alle Mitglieder gefälligst zu halten. Nur so konnte das Ganze einigermaßen funktionieren. Da machte es auch keinen Unterschied, ob einer der Bruder des anderen war oder nicht.

Es dauerte einen Augenblick bis Jeffrey realisiert hatte, dass Gabriel ernst machte. Zuerst wurde er wütend und dann besorgt. Sein Bruder war weiß Gott nicht das geborene Gangmitglied. Eigentlich versuchte er vieles mit dem Kopf statt mit Gewalt zu klären. Das gehörte aber leider nicht zur allgemeinen Philosophie von der Straße.

»Terry, lauf hinterher und begleite meinen Bruder. Ich möchte, dass du bei ihm bleibst«, wies Jeffrey einen der Jungen an.

Der Angesprochene nickte, erhob sich und verließ wortlos das Lager. Eine Viertelstunde später kehrte der Junge unverrichteter Dinge zurück. Ein wenig außer Atem zuckte er hilflos mit den Schultern.

»Ich hab in alle möglichen Richtungen gesucht. Gabriel war schon verschwunden und ich habe ihn nicht mehr gefunden«, berichtete er.

»Verdammt, hoffentlich macht dieser Idiot keine Dummheiten.«

Gabriel saß im Imbiss schräg gegenüber dem Lagertrakt, in dem ihre »Zentrale« war. Er hatte sich was zu trinken bestellt. Geduldig beobachtete Jeffreys Bruder durch die mit Werbung beklebte Schaufensterscheibe. Nur Augenblicke vorher hatte er Platz genommen, als Terry eilig aus dem Gewerbekomplex trat. Während Gabriel den Jungen draußen nicht aus den Augen ließ, brachte der Wirt ihm die Bestellung. Terrys Blick ging die Straße rauf und runter, so als suche er etwas oder jemanden. Dann entschied er sich für die Richtung, die Gabriel hätte einschlagen müssen um zu Jessicas Schule zu kommen. Kurz darauf sah Gabriel ihn eilig in die andere Richtung laufen. Minuten später kam der Junge wieder zurück. Die Enttäuschung über den Misserfolg bei der Suche stand Terry ins Gesicht geschrieben. Er verschwand wieder im Lager.

»Sorry, dass ich euch austricksen musste«, lachte er leise während er seine Coke trank. »Oh, Brüderchen ich kenn dich viel zu gut«, murmelte er amüsiert. Sofort nach Verlassen des Treffpunkts war ihm klar geworden, dass sein Bruder ihn nicht so einfach gehen lassen würde. Entweder würde er ihn versuchen zurück zu holen oder ihm einen Aufpasser mitschicken. Daher war er nicht

blindlings losgelaufen, sondern wartete in Charlys Snackbar ab, was passierte. Seine Überlegungen waren aufgegangen.

Jeffreys Bruder war durchaus ein cleveres Kerlchen. Mehr Stratege und Denker statt Kämpfer. Seine schulischen Leistungen hätten ohne Weiteres für mehr gereicht. Nur leider flog er vor einem halben Jahr von der Akademie weil er so einem »Arschloch«, wie er es damals ausgedrückte, wegen eines Mädchens eine ordentliche Abreibung verpasst hatte. Zum ersten Mal überhaupt, dass sich der extrem schlanke, etwas blass wirkende Junge zu einer körperlichen Auseinandersetzung hatte hinreißen lassen. Dabei hatte der Kerl es wirklich verdient gehabt. Ungeniert und aufdringlich hatte der ein junges Mädchen belästigt. Zum einen hatte Gabriel Kavalier spielen wollen, zum anderen hatte er selbst ein Auge auf das Mädchen geworfen. Aber das Ganze war eskaliert. Der Typ hatte sich zur Wehr gesetzt. Gabriel landete bei der anschließenden Rauferei nicht nur Körpertreffer, er traf ihn im Gesicht. Zu allem Pech stürzte sein Kontrahent dabei heftig und brach sich den Arm. Der Streit und die Verletzung waren bei der Schulleitung nicht gut angekommen. Vor allen Dingen weil das Opfer danach mehrere Tage im Krankenhaus liegen musste. Letztendlich ausschlaggebend war aber der Vater des Jungen gewesen. Dessen Einfluss war weit besser als jegliche Beziehung ihm bekannter Personen, die ihn hätten unterstützen können. Es nützte auch nichts, dass das Mädchen versuchte ihm zu helfen. Da sie fortgerannt war, hatte sie das Geschehen gar nicht sehen können. Ihre Schilderung, dass der andere Kerl sich ihr gegenüber schlecht benommen hatte, wurde weitgehend ignoriert. Man verwies ihn der Schule. Damit scheiterte sein Projekt »Zukunft« bevor es richtig begonnen hatte. Ohne Schulabschluss, seiner



Perspektiven beraubt, führte sein Weg schließlich zu der »Peckham Crew« und seinem Bruder.

In aller Ruhe bezahlte er sein Getränk und machte sich danach auf den Weg zu Jessicas Schule. Er war sich ziemlich sicher das ihm jetzt keiner mehr hinterher geschickt werden würde. Denn, dass Terry im Auftrag von Jeffrey gehandelt hatte, war für Gabriel sonnenklar. Natürlich war es nicht ganz ungefährlich für ihn. Um zu der Schule zu kommen, musste er seinen Bezirk verlassen. Er begab sich auf fremdes Gebiet und seine Zugehörigkeit zu einer Gang war dem Vorhaben nicht gerade förderlich. Gerade bei den benachbarten Straßenbanden kannten sich viele untereinander. Immer mal wieder kreuzten sich ihre Wege oder gerieten Mitglieder zweier Gangs bei Revierstreitigkeiten aneinander. Je öfter das passierte um so bekannter wurden die daran beteiligten Gesichter. Daher zog es Gabriel auch vor, sich alleine auf den Weg zu machen. Einer fiel nun mal weniger auf, als zwei.

Drei Querstraßen weiter erreichte er die Bushaltestelle. Zu Fuß zu gehen war ihm zu weit und auch zu riskant. Die Linie 343 würde ihn direkt zu der Akademie in East Dulwich bringen. Dort, an Jessicas Schule, wollte er seine eigenen Nachforschungen beginnen. Egal wie lange er brauchen würde, einerlei welche Opfer er bringen musste. Er wollte nicht eher wieder zurück nach Hause kommen, bevor er etwas über den Verbleib seiner Schwester wusste. So wenigstens sein fester Vorsatz zu dem Zeitpunkt, als er im Bus saß.

Knapp eine Viertelstunde brauchte der rote doppelstöckige Linienbus für die rund zweieinhalb Kilometer. Dann hatte Gabriel sein Ziel erreicht. Zuerst versuchte er sich einen Überblick zu verschaffen. Vor zwei Jahren war er das letzte Mal hier, bei Jessicas Einschulung an der Akademie. Da seine Mutter damals nicht frei

bekam, hatte er seine Schwester begleitet. Das war auch nur möglich gewesen, weil sein Schuljahr erst zwei Wochen später beginnen konnte. Irgendein »lernbegeisterter« Schüler, so die Vermutung der Polizei, hatte einen Brand im Gebäude seiner Schule gelegt um die Ferien noch etwas zu verlängern. Verdächtige standen genug zur Verfügung, es jemand Bestimmtem zu beweisen war letztendlich aber nicht möglich. Mangels fehlender Ausweichmöglichkeiten konnte der Unterricht erst nach den Renovierungsarbeiten wieder los gehen. Eine Woche lang fuhr Gabriel daher mit ihr mit dem Bus zur Schule und holte sie auch wieder ab. Dann, am letzten Tag der Woche meinte sie auf dem Heimweg zu ihm: »Ich glaub jetzt reicht es. Ich kenn mich nun aus und finde den Weg alleine nach Hause. Schließlich bin ich ja kein kleines Kind mehr.« Gabriel hatte gelächelt. Nicht dass sie seiner Gesellschaft überdrüssig wurde. Es war ihm eher so vorgekommen, als wenn es Jessica peinlich war, von ihrem Bruder begleitet zu werden. Seit der Zeit meisterte sie ihren Schulweg alleine.

Bei der Schule Erkundigung einzuholen erwies sich als gar nicht so einfach. Ein Zaun verhinderte das Betreten des weitläufigen Areals. Es gab einen speziellen Eingang für die Schüler und einen für Besucher. An beiden Eingängen wurde beaufsichtigt, wer die Einrichtung betrat oder verließ. Da Gabriel den Stundenplan und Tagesablauf nicht kannte, wusste er auch nicht ob noch Schüler anwesend waren.

Sein besonderes Interesse galt natürlich Jessicas Klasse. Er wollte mit ihren Mitschülern sprechen. Womöglich konnten die ihm weiterhelfen. Das Verschwinden seiner Schwester war sehr wahrscheinlich inzwischen bekannt, aber unternommen hatte vermutlich noch niemand etwas. Zögernd betrat der Junge den

Eingangsbereich der Schule. Hinter einem Tresen — ähnlich dem Informations- und Empfangsbereich großer Firmen oder Behörden — saß ein leicht übergewichtiger Mann mittleren Alters in Uniform. Er schien halb Wachmann und halb Sekretär zu sein. Vor ihm lag ein Berg voller Schriftlichkeiten. Seitlich standen einige Monitore, auf denen große Teile des Schulgeländes sowie Gänge und Aufenthaltsräume von innerhalb der Gebäude zu sehen waren. Die Bilder der Überwachungskameras wechselten in einem bestimmten Rhythmus, registrierte Gabriel. Fragend schaute er auf, als Gabriel herantrat.

»Hi, ich suche meine Schwester.«

»Geht deine Schwester hier zur Schule?«

»Ja!«

»Wie lautet ihr Name?«

»Jessica ... Jessica Marvil!«

»Marvil, Marvil, da war doch irgendwas«, überlegte der Mann angestrengt. Zur gleichen Zeit bearbeitete er die Tastatur seines Computers. Er hielt inne und blickte auf seinen Bildschirm. »Marvil, ist das nicht das Mädchen, das vermisst wird?«, fragte er plötzlich.

»Woher wissen Sie das? Steht das dort in ihrem Kasten?« Erstaunt deutete Gabriel mit dem Kopf in Richtung des Computers.

»Nein!«, meinte der Mann ernst. »Deine Mutter hat angerufen und die Schulleitung informiert. Später erkundigte sich die Polizei nach deiner Schwester. Sie haben mit ihrer Klassenlehrerin gesprochen.«

»Also hat Mom eine Vermisstenmeldung aufgegeben«, murmelte Gabriel.

»Na gut mein Junge und was willst ›du‹ jetzt hier?«

»Ich wollte mit den Schulkameradinnen und Freundinnen meiner Schwester sprechen. Vielleicht kann mir jemand weiterhelfen oder hat was gesehen. Die Polizei wird sich wohl kaum die Mühe machen.«

»Da bist du für heute ein bisschen spät dran. Von denen die du suchst sind alle schon zu Hause.«

»Dann werde ich wohl morgen wiederkommen müssen«, bemerkte Gabriel in Gedanken.

»Junge, glaubst du denn, das bringt was?« Kam die eher mitleidsvolle Bemerkung des Schulbediensteten.

»Hey, würden Sie das nicht für ihre Schwester tun?«, entgegnete Gabriel ein wenig gereizt. »Ich verlass mich auf keine Polizei. Die unternehmen doch eh nicht viel. Das kennt man doch. Denen sind wir doch scheißegal!«

»Ist schon gut«, beschwichtigte der Uniformierte. »Eigentlich wollte ich damit nur sagen, du alleine auf eigene Faust wirst da auch nicht viel weiterkommen.«

»Auf jeden Fall besser als gar nichts zu tun und abzuwarten«, konterte er.

»Seit wann sagst du ist sie verschwunden?«

»Gestern ist sie von der Schule aus nicht nach Hause gekommen.«

»Hmm ...!«

»Kennen Sie meine Schwester überhaupt?« Gabriel griff in die Innentasche seiner Jacke. Er zog ein aktuelles Bild von Jessica hervor und hielt es seinem Gegenüber unter die Nase. Der betrachtete ausgiebig das Konterfei des jungen Mädchens. Nachdenklich schüttelte er den Kopf. Danach kam ein Brummen aus seinem Mund. Erneutes Kopfschütteln. Wieder Kurzes überlegen.

Gespannt schaute der Junge dem Mienenspiel zu.

»Beim besten Willen nicht«, kam sein endgültiges Urteil. »Ein auffallend hübsches Gesicht, aber ich kann mich an die junge Dame partout nicht erinnern. Ist aber eigentlich auch kein Wunder. Wir sind eine Schule ausschließlich für Mädchen. Davon gibt es hier so viele und ich kann mir schlecht Gesichter merken. Zudem habe ich wenig persönlich mit den Schülerinnen zu tun, es sei denn, sie stellen was an.« Dabei zeigte er auf seine Monitore. »Tut mir leid, dass ich dir nicht weiterhelfen kann. Mir ist auch sonst nichts Ungewöhnliches aufgefallen.« Nach Kurzem überlegen fügte er hinzu. »Wenn ich dir noch einen Tipp geben darf. Komm morgen entweder um die Mittagszeit zur großen Pause oder spätestens um fünfzehn Uhr. Da haben die meisten Schulschluss. Das hast du heute leider verpasst.«

Gabriel bedankte sich und verließ in Gedanken versunken die Schule. Ein wenig Enttäuschung machte sich breit. »Ach Quatsch, was soll das«, sprach er sich selbst Mut zu. Was hatte er denn überhaupt erwartet? Auf Anhieb eine Spur zu seiner Schwester zu finden? Jemand der wusste wo sie ist? Ihm die Lösung auf dem Silbertablett serviert wurde? Dass Jessica plötzlich vor ihm stand? Alles das war völlig unwahrscheinlich. Sicher war nur, dass er morgen wiederkommen würde. Es sei denn, sie wäre inzwischen tatsächlich zu Hause aufgetaucht und alles war nur ein böser Traum. Somit verwarf er seinen bei der Herfahrt getroffenen Vorsatz, erst wieder bei der Familie zu erscheinen, wenn er Klarheit über Jessicas Verschwinden hatte.

Die Hoffnung, seine Schwester zu Hause anzutreffen, erfüllte sich leider nicht. Dort traf er nur auf seine verzweifelte Mutter, die beiden jüngeren Geschwister und seinen Vater. Der schien in seinem alkoholisierten Zustand noch gar nicht registriert zu haben,

dass seine Tochter vermisst wurde. Wenigstens hatte es nicht den Anschein, als ob er sich an den Sorgen und Ängsten seiner Frau und dem Rest der Familie beteiligte. Das Wohl und Wehe seines Alkoholpegels forderte den gesamten noch nicht versoffenen Verstand und damit seine ganze Aufmerksamkeit. In den letzten Jahren hatte Gabriel eine gewisse Gleichgültigkeit gegenüber seinem Vater entwickelt. Er war zwar da, aber doch irgendwie nicht wirklich. Man nahm ihn wahr, versuchte aber gleichzeitig seine Anwesenheit zu ignorieren. Bemühungen, ihn zu ändern, fanden schon lange nicht mehr statt. Dazu fehlte seiner Mutter mittlerweile die Energie, die sie lieber für ihre Kinder und die Arbeit aufsparte. Später am Abend als Jeffrey auftauchte, erfuhr er von der Aktion bei den »Black Southwarkers«. Bevor Gabriel etwas sagen konnte, winkte sein Bruder ab.

»Halt bloß die Klappe«, meinte er gereizt. »Ich weiß genau was du sagen willst.«

»Na und? Stimmt es etwa nicht?«

»Ja, ja, du hast ja recht! Hast du denn wenigstens was erreicht?«

»Nein, ich war zu spät dran. In der Schule war niemand mehr.

Nur mit einem Wachmann am Empfang habe ich gesprochen. Der konnte mir wegen Jessica leider nicht weiterhelfen. Ich werde morgen noch mal hingehen.«